

Vorstellung von CHRISTOPH HEIN in der Stadtbibliothek Essen (17.5.2018)

Hannes Krauss

Guten Abend und herzlich willkommen – Sie alle und ganz besonders natürlich Sie, lieber Christoph Hein. Knapp zwei Wochen nach dem 200. Geburtstag jenes Mannes, der eine gewisse Mit-Verantwortung trägt für manches, was in Ihrem jüngsten Roman eine Rolle spielt, freuen wir uns, Sie wieder einmal in Essen begrüßen zu dürfen. Bedanken möchte ich mich bei der gastgebenden Stadtbibliothek, bei der Heinrich Heine-Buchhandlung, beim Institut für Deutschlandforschung der Ruhr-Universität Bochum. Und ganz besonders bei der Bundesstiftung Aufarbeitung, die es ermöglicht hat, Sie einzuladen (und die so vielleicht ein bisschen wieder gut macht, was Ihrem Ich-Erzähler im Prolog des Romans widerfährt).

Viele von Ihnen kennen Christoph Hein – aus früheren Begegnungen oder aus seinen Büchern. Dennoch: ein paar einführende Bemerkungen müssen Sie ertragen – wie auch unser Gast (der hoffentlich kein Meister der Mnemonik geworden ist und deshalb die eine oder andere Wiederholung aus meiner letzten Präsentation nicht bemerkt). Vor zwei Jahren hat er in Essen aus dem Roman *Glückskind mit Vater* gelesen, aber unsere erste Begegnung liegt mehr als dreißig Jahre zurück. Im Oktober 1986 war Christoph Hein anlässlich von Hansgünther Heymes Neuinszenierung seines Stückes *Cromwell* (das in der DDR sehr schnell wieder vom Spielplan verschwunden war) in der Stadt. Ein Jahr später fand die Uraufführung von *Passage* in Essen statt (parallel zu Premierens in Zürich und Dresden). Es folgten eine Gastdozentur an der Folkwang-Hochschule und immer mal wieder Lesungen (in Buchhandlungen oder in der Stadtbibliothek).

Christoph Heins Werk ist vielfältig: Seine Theaterstücke (neben den bereits genannten *Die wahre Geschichte des Ah Q*, *Die Ritter der Tafelrunde* u. a.) handeln vom historischen Prozess, von Revolutionen und von ihrem Scheitern, seine Prosa meist von den Objekten der Geschichte. In der Novelle *Der fremde Freund (Drachenblut)*, in den Romanen *Horns Ende* oder *Der Tangospieler* begegnen wir dem Alltag in der DDR, der auch deutscher Alltag war. Deutsche Zustände blieben auch nach 1989 ein zentrales Thema (*Willenbrock*, *Landnahme*, *In seiner frühen Kindheit ein Garten*, *Glückskind mit Vater* u. a.). Christoph Hein versteht sich selbst als „Chronist“ – als einer „ohne Botschaft“ allerdings. Er ist Beobachter und Beschreiber der Historie – meist aus der (privaten) Perspektive von Außenseitern –, „nicht der Mantel der Geschichte“ bestimme sein Schreiben, „sondern das Hemd der Geliebten“, schreibt er selbst.

Für sein literarisches Werk wurde Christoph Hein vielfach ausgezeichnet: u. a. mit dem Heinrich-Mann-Preis, dem Lessingpreis, dem Erich-Fried-Preis, dem Peter-Huchel-Preis, dem Peter-Weiss-Preis, dem Schiller-Gedächtnispreis, dem Uwe-Johnson-Preis, dem Stefan-Heym-Preis und dem Grimmelshausen-Preis. – Mit dem Nobelpreis klappt es in diesem Jahr ganz sicher nicht, aber der Büchner-Preis wäre – wie ich meine – eigentlich fällig.

Hein ist nicht nur Dramatiker und Romanautor (über die Gewichtung der beiden Gattungen innerhalb seines Werks sind wir uns nicht ganz einig). Er hat Opern-Libretti geschrieben und Gedichte (die der Musiker Hans-Eckart Wenzel unter dem Titel *Masken* vertont hat). Und er ist einer, der sich öffentlich einmischt: in Reden, Essays, Zeitungsartikeln und in konkreter Arbeit (lange Jahre war er Mit-Herausgeber der Wochenzeitung *FREITAG* und von 1998 bis 2000 Präsident des ersten gesamtdeutschen PEN-Clubs, zu dessen Ehrenpräsidenten er 2014 einstimmig gewählt wurde).

Der sachlich-distanzierte Stil seiner Bücher steht nicht im Widerspruch zu seinem politischen Engagement. Das Verhältnis von Literatur und Politik hat er einmal so beschrieben: „Wenn Autoren Moral haben, ist das sehr gut; wenn Texte Moral haben, kann das fatal werden.“ „Ich möchte, dass die Texte genau sind, mitleidlos genau“.

Mit *Trutz* (2017) ist ihm das wieder einmal gelungen. Ein Roman, der am Beispiel einer deutschen und einer russischen Familie das blutige zwanzigste Jahrhundert vor seinen Lesern so auffächert, dass sie sich im Lauf der Lektüre immer stärker darin verstricken. Ein paar Stichwörter zur Handlung: Rainer und Gudrun Trutz, er ein erfolgloser Schriftsteller und Feuilletonist, sie eine christliche Sozialistin und Gewerkschafterin, geraten in den Fokus der erstarkenden Nationalsozialisten und müssen nach 1933 emigrieren – in die Sowjetunion (nachdem andere Alternativen fehlgeschlagen sind). Sie bemühen sich, dort heimisch zu werden, freunden sich an mit dem Mathematiker und Sprachwissenschaftler Waldemar Gejm (der auf den Spuren antiker Vorbilder die Mnemonik erforscht). Beide Familien – obgleich eher unpolitisch – werden in die Mühlen des Stalin'schen Terrors zerrieben, nur die Kinder Maykl Trutz und Rem Gejm überleben. Jahrzehnte später begegnen sich die beiden noch einmal im vereinigten Deutschland, aber auch dieser Kontakt zerbricht durch äußere Einwirkungen.

In einer lakonischen Sprache, die mitunter fast schmerzt und zugleich fesselt, werden Schlüsselereignisse des 20. Jahrhunderts präsentiert: die Machtergreifung der Nationalsozialisten, der Hitler-Stalin-Pakt, Nazi- und Stalin-Terror, Krieg. Man beginnt, ob man will oder nicht, mit den Figuren zu leben und ist am Ende froh, im Unterschied zu ihnen überlebt zu haben – äußerlich unversehrt, aber die Erfahrungen der Protagonisten mit der Macht (gleich welcher Provenienz) bleiben auch für die Leser nicht folgenlos; sie wirken über die Lektüre hinaus.